

war dies eine Lösung von reiner krystallisirter Carbolsäure in reiner Kaliseife in ganz bestimmten Verhältnissen.

Im Sommer 1887 wurde plötzlich von Hamburg aus das in England hergestellte Pearson'sche bez. Jeye'sche „Creolin“ (ein dem Eisenbütteler Sapocarbol II ganz ähnliches Präparat) mit der gewaltigsten Reclame „als ganz etwas Neues“ auf den Markt geworfen. Jeder Arzt und Thierarzt, ja fast jede Hebamme wurde mit Gratisproben des englischen Creolins und mit Reclamen überschüttet; es waren damit dem theuren englischen Geheimmittel, ohne ernstliche genaue Prüfung und Erforschung seiner Zusammensetzung, die Wege in Deutschland geebnet.

Trotzdem bis 1888 merkwürdiger Weise keine genaue Analyse des Creolins veröffentlicht war, fand dasselbe doch, unterstützt durch günstige Urtheile von mehr oder minder angesehenen Männern der Wissenschaft (Autoritäten!), sehr bald Eingang, nicht nur in der Veterinärpraxis, sondern auch in der chirurgischen und geburtshülflichen Praxis, ja sogar zum innerlichen Gebrauch.

Nachdem ich im Herbst 1887 (Chemzg. 1127 u. 1129) das Creolin für identisch mit dem Eisenbütteler Sapocarbol II erklärt hatte, theilte ich im Februar 1888 (das. 186) mit, dass Creolin eine Lösung von Natronharzseife in Theeröl sei und dass jede Seife in gewissem Verhältniss in Theeröl löslich wäre und dass das Gemisch sich in Wasser als Emulsion löse.

Im Jahre 1888 erschien das „Artmann'sche Creolin“ und damit begann zwischen Artmann und Pearson der bekannte Zeitungskrieg, welcher schliesslich geradezu in einen Unfug ausartete, wobei die Schlagworte „giftig oder nicht giftig“, „Carbol“, „Phenol“ und „Kresol“ und „deren Homologe“ eine grosse Rolle spielten. Es kam zwischen den Genannten zu einem Process und schliesslich verlief der Streit der beiden „Creolin-Erzeuger“ im Sande.

Die Firma Artmann erhielt inzwischen ein D.R.-Patent auf die Herstellung von sulfonirten Theerölen, welche mit Wasser eine Emulsion geben. Nun war endlich der Unterschied zwischen Creolinum anglic. und Creolinum germanic. klar. Ersteres war und ist noch eine Lösung von Harz-natronseife in neutralen Theerölen mit mehr oder weniger Kresolen, Xylenolen u. s. w.; das Artmann'sche Creolin ist eine Lösung von sulfonirten Theerölen in carbolfreiem neutralen Theeröl.

Im Mai 1890 erhielt Dammann (d. Z. 1890, 744) ein D.R.-Patent auf ein Verfahren,

um Theeröle vollständig in wässrige Lösung zu bringen. Dieses Verfahren gipfelt in der Darstellung einer Lösung von Seife in Theerölen. Wir haben hier wieder ein Beispiel von merkwürdigen Entscheidungen des Kaiserl. Patentamtes, welches i. J. 1890 ein Verfahren patentirte, welches i. J. 1884 als nicht patentfähig abgewiesen worden war.

Auf Grund dieses Dammann'schen Patentes wurde dann 1890 von der Firma Schülke & Mayr in Hamburg ein Fabrikat unter dem Namen „Lysol“ dargestellt und mit grosser Reclame in den Handel gebracht. Dieses Lysol ist weiter nichts als das seit 6 Jahren im Handel befindliche Eisenbütteler Sapocarbol I, wie Engler (vgl. d. Z. 1890, 745) zeigte.

Es geht hiernach wohl hervor, dass mir, bez. der Chemischen Fabrik Eisenbüttel die Priorität der Erfindung bez. Darstellung in Wasser leicht löslicher Theeröle und Kresole zukommt.

Braunschweig, October 1891. J. Schenkel.

### Zur gasvolumetrischen Analyse.

Von

L. Marchlewski.

Wegen einer längeren Reise bin ich jetzt erst in der Lage, auf die gegen mich gerichtete Notiz von Baumann (S. 450) zu antworten, wobei ich mich sehr kurz fassen darf.

Von meinen verschiedenen Einwänden gegen die gasvolumetrische Bestimmung der Chromsäure versucht Baumann überhaupt nur einen zu entkräften. Die zu hohen, von mir erhaltenen Resultate erklärt B. durch das Freiwerden von in Wasserstoffsuperoxydlösungen gelöstem Sauerstoff und gibt an, dass 10 cc einer Wasserstoffsuperoxydlösung, die längere Zeit in hermetisch verschlossener Flasche gestanden hatte, bis gegen 2 mg Sauerstoff beim Schütteln entwickelte. Dieser Erklärungsweise der zu hohen Resultate steht die Unregelmässigkeit derselben gegenüber. Übrigens hatte die von mir angewandte Wasserstoffsuperoxydlösung keinen Überdruck zu erleiden.

Die zu niedrigen Resultate, die stets erlangt werden, wenn man das Schütteln bei der Ausführung der Analysen nicht missbraucht, die vielmehr mit dem Chemismus der Reaction zusammenhängen und welche von Aschoff, Allen, Berthelot und Lunge festgestellt wurden, lässt Baumann vollkommen unberücksichtigt.

Den Vorwurf, meine Analysen wären nicht genau nach Vorschrift ausgeführt worden, erlaube ich mir unbeantwortet zu lassen und ersuche nur meine Leser, sowie Hrn. Baumann, die diesbezüglichen Stellen meiner und der Baumann'schen Abhandlung zu vergleichen.

Was das Misslingen der Jodbestimmungen in meinen Händen anbelangt, so glaubt Baumann dasselbe auf den Mangel an Übung bei der Ausführung derselben zurückführen zu können. Es wäre möglich, dass es in der That Jemandem gelingen würde, unter einigen Hunderten misslungenen Analysen einige mit der Theorie stimmende aufzufinden, nur wird es, wie ich glaube, logischer sein, diese zu den Fällen zu zählen, in welchen die Compensation der entgegengesetzten Fehler eingetreten war, als in denselben ein Zeichen der subjectiven Vervollkommenung zu suchen. Die grosse Zahl der misslungenen Analysen wird aber ihren Grund in der nicht glatten Reaction zwischen Jod und alkalischer Wasserstoffsperoxydlösung haben, sowie in der merkwürdigen Art der Baumann'schen Vorschriften. Es ist eine bekannte Thatsache, dass man stark alkalische Lösungen von Wasserstoffsperoxyd, wie sie B. vorschreibt, nicht eine Minute lang schütteln darf, ohne eine Zersetzung derselben befürchten zu müssen; dieser Satz ist übrigens selbst von Baumann vor nicht all zu langer Zeit anerkannt worden. Wir erinnern uns eben noch einer, ihr Dasein seinem Laboratorium verdankenden Abhandlung (d. Z. 1890, 83), welche eine Verbesserung einer bewährten gasvolumetrischen Chlor-kalkbestimmungsmethode nur durch den Ersatz einer sogar nur schwach alkalischen oder neutralen durch eine saure Wasserstoffsperoxydlösung erringen wollte. Wenn Baumann's Mitarbeiter, Vanino, damals Recht hatte, so muss Baumann jetzt unbedingt Unrecht haben.

Zürich. Chemisch-techn. Labor. des Polyt.

## Über Gewinnung und Beschaffenheit des Feigenweines.

Von  
Dr. J. H. Vogel.

In No. 15 der Compt. rend. vom 13. April d. J. gibt P. Carles eine Methode an zur Unterscheidung des Feigenweines vom Traubenwein, bez. zum Nachweis der Verfälschung des letzteren mit mehr oder weniger grossen

Mengen Feigenwein. Es soll diese Verfälschung in letzterer Zeit namentlich in Algier sehr gebräuchlich sein und behauptet Verf., dass man weder durch den Geschmack den Feigenwein vom Traubenwein unterscheiden könne, noch dass sich bei dem gewöhnlichen Gange der Weinanalyse erhebliche Unterschiede zwischen beiden ergäben. Nur durch den Nachweis des Mannit im Feigenwein nach der weiter unten wiederzugebenden Methode des Verf. soll die Charakterisirung desselben bestimmt erfolgen können.

Da die Cultur der Feige in Portugal sehr verbreitet und diese Frucht für das Land als Handelsartikel von ausserordentlicher Wichtigkeit ist und da man hier in den letzten Jahren, wenn auch nicht Wein, so doch einen sehr wohlgeschmeckenden Branntwein aus dieser Frucht herzustellen pflegt, veranlasste mich die Mittheilung von Carles zu nachstehender Studie. Ich bemerke, dass ich in Bezug auf Herstellung des Weines und Art der Untersuchung mich eng an die Angaben von Carles gehalten habe.

Der Feigenbaum kommt bekanntlich in mehr als 100 verschiedenen Arten vor. Unter diesen befindet sich eine grosse Anzahl, welche 2 äusserlich verschiedene Arten von Früchten tragen. Nur diejenigen Früchte, welche im Frühjahr zuerst ansetzen, gelangen noch im Herbst desselben Jahres zur Reife; die übrigen, welche im Herbst nicht einmal die Grösse einer Haselnuss erreicht haben, stellen im Spätherbst ihr Wachsthum ein und gelangen dann im nächsten Jahre zur Reife und zwar ein Theil im Juni und Juli, der Rest im Herbst. Diese Früchte werden den einjährigen vorgezogen und zwar sind es von ihnen namentlich die frühere, welche in Bezug auf Grösse, Zuckerreichthum und Zartheit alle anderen an Güte übertreffen.

Eine sorgfältig ausgewählte Anzahl solcher frühere, zweijährigen Feigen von einer besonders guten Art unseres Versuchsfeldes benutzte ich zu meinem Versuche. 40 Feigen von dunkelbrauner Farbe, jede etwa 100 g schwer, wurden am 20. Juli mit der Hand zerdrückt und so lange gerieben, bis das Ganze eine dünnbreiige Masse war, in der sich fest und hart anzufühlende Stücke nicht mehr befanden. Die Masse zeigte den charakteristischen, vielen Leuten nicht sehr angenehmen Geruch nach frischen Feigen in sehr hohem Grade. In einem hohen Glase, das ungefähr 6 l Flüssigkeit zu fassen vermochte, wurde diese Masse mit 300 cc Wasser von Bluttemperatur, in welchem 3 g Weinsäure aufgelöst waren, versetzt. Das Glas wurde etwas mehr als zur Hälfte